

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 10 (1920)

Heft: 29

Artikel: "Was die Berge mir erzählen!"

Autor: König, O.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637769>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

22. Juli oder an dem diesem Tage zunächst liegenden Sonntage unter Beachtung einer gewissen zünftigen Solemität ihr „Bott“ samt Festmahl hält, die sogenannte Vorstädtter-Kilbi. Ein feierlicher Gottesdienst mit Festpredigt in der Kapelle St. Spiritus des bürgerlichen Spitals gibt dem Tage die zu solch alten Bräuchen gehörende Weihe. Der Herr Obmann mit Schreiber und Seckelmeister, ein jeder mit einem kleinen Blumenstrauß auf der linken Brustseite geschmückt, begeben sich an der Spitze der in der Kirche anwesenden „Margarithen-Brüder“ in feierlichem Schritte zum „Opfer“; auf der Emporecke ertönt der erste Gesang eines gutgeschulten Chores, der hernach auch das Mahl mit fröhnen Liedern erfreut; vom Giebel der Kirche herab weht die Kirchweihfahne im Morgenwind, und diejenige der trefflichen Wirtshäuser der „kleinen Stadt“, welcher das Kilbi-Mahl zugeschlagen worden, prangt im Schmucke von Blumen, Flaggen und Kränzen. Auf den Straßen und Pläcken aber tummelt sich die hoffnungsvolle Jugend, des Augenblicks harrend, wo nach beendigtem Mahle die fröhlichen Brüder alles, was von den Freuden der Tafel übrig geblieben, samt den extra noch gefauften Nüssen, Leckerlein usw. aus den Fenstern des Festhauses ihnen zuwerfen, nach altem Brauch, wie es seit Jahrhunderten üblich.

Punkt 1 Uhr mittags beginnt das Festmahl. Eröffnet wird es in wohlgesetzter Rede vom Obmann; nach ihm erhebt sich ein anderes Mitglied des Vorstandes und macht auf die Wichtigkeit des heutigen Tages aufmerksam, als eines Erinnerungstages an die glor- und ehrenreiche Schlacht von Dornach im Jahre 1499, in welcher die von Festmahl und Tanz hinweggezogenen Jünglinge von Solothurn gar gute Arbeit getan haben.

„Kameraden! Laßt für heut die Feste,
Tauscht der Gläser Kittern mit dem Schwert,
Mit dem Feld der Ehre diese Hallen.
Gott ist unsre Wehr und unser Hirt!
Ist das Los im Schlachtenpiel gefallen,
Ist der Feinde Troh gebeugt, zerstört,
Dann, dann wollen feiern wir aufs neue,
Mit Gesang und Tanz in alter Treue,
Hier der Kirchweih Fest als Siegesgäste!
Schlaget ein! Wir müssen heut noch fort!“

Raum ist die Rede vollendet, so erschallt entweder das ernste Dornacherlied oder ein anderer patriotischer Gesang, und damit ist der offizielle Teil der Feier beendigt. Reden und Toaste lösen sich in bunter Reihenfolge ab bis zum Momente, wo der sogenannte „Vortanz“ unter Umbierung eines alten Bruderschaftsvokals öffentlich zur Versteigerung gelangt; der Preis steigt mehr oder weniger nach dem fröhlichen Tone, der herrscht, und es wäre schon ein böses Zeichen der Zeit, wenn flau und gleichgültig auf diese hohe Ehre geboten würde. Eine Vorstädtterkilbi aber, an welcher der Vortanz nicht versteigert werden können, hat's noch keine gegeben.

Raum ist dieses außerordentlich wichtige Geschäft erledigt, sammeln sich die zum Tanze ziehenden Paare unter Vorantritt der Tanzmusik unten auf der Straße, begleitet von einer Anzahl Brüder als Vor- und Nachwacht, während zur Seite muntere Jungen, mit ruhigen Pfannen versehen, die massenhaft nachdrängende Zuschauerschaft in respektvoller Ferne halten. Dem Zuge folgt nach alter Väter Weise ein strammer Rüfermeister mit einer Brente guten Weines, den der reiche Bürgerspital gespendet, während ein Knabe ein Körbchen mit Gläsern nachträgt. In der Regel wird an drei bis fünf Orten getanzt; zuerst auf dem Platz vor der Festherberge, dann vor den übrigen Wirtshäusern und auf den beiden Aarebrücken, auf alle Fälle aber auf der oberen. Hierbei wird aber seit Jahrhunderten mit Gewissenhaftigkeit — man könnte fast sagen mit Eifersucht —

darauf gehalten, daß der Zug unter keinen Umständen die Mitte der Brücke nach der Seite der „größern Stadt“ zu überschreitet; die Vorstädter dokumentieren damit die Unabhängigkeit ihrer Kirchweih von den Säkungen der „Städter“, und ihr Tanz auf öffentlichem Grund und Boden, auf dem „Reichsboden“, so seltsam es in unsere Zeit hinüberragen mag, ist ein Brauch, der nicht von ungefähr entstanden. In den Festsaal zurückgekehrt, hebt der eigentliche Tanz an, die Teilnehmer eilen nach Hause, holen ihre Frauen und Bräute, andere Gäste kommen ebenfalls dazu, und erst in später Nacht verhallt der letzte ungestümste Geigenstrich des „Fulenbachers“, wie man die Tanzmusik nennt.

Am folgenden Morgen aber versammeln sich die „ehrenfesten Meister und Confratres einer läblichen Bruderschaft St. Margarithä“ in der Spitalkirche zur Begehung einer feierlichen „Fahrzeit“ (Gedächtnisfeier) für die verstorbenen Vereinsbrüder und Alle Die, „so in beden Schlachten zu Dornach und Brüderholz gelitten hand, und um ir lyb und leben kommen, woher oder wer die auch gewesen sind, fründt und fynd.“ Nach der Fahrzeit hat der Kilbiwirt alter Säkung gemäß eine saure Leber unentgeltlich bereit zu halten, zu welcher eine Strohflasche Avernacher (oder auch zwei) das würdige Gegenstück bilden. Übermals erschallen patriotische und andere Lieder; punt mittags 12 Uhr aber endet die Kirchweih und ein jeder zieht seinen Alltagsgeschäften nach.

Wie damals der Kriegslärm im Jahre 1499 die frohe Feier störte, so hat auch der Weltkrieg die Abhaltung der „Vorstädtter-Kilbi“ für mehrere Jahre unmöglich gemacht. Erst 1919 konnte sie wieder unter großem Jubel abgehalten werden. Hoffentlich geht es wieder recht lange, bis sie aufs neue gestört wird!

G. A.

„Was die Berge mir erzählen!“

Von O. König.

Die ersten Ansiedler unseres Tales.

Mehr als zwei Jahrtausende sind verstrichen. Unser Land war bedeckt mit mächtigen Wäldern, riesenhaften Sumpfen. Urochs, Bär, Wildschwein, Luchs und Hirsch herrschten in den Dickichten. Nur an den Seen und längs der Flüsse lagen freie Plätze, blumige Matten, und wenn die Nebel wichen, strahlte die Sonne auf herbe Schönheit. Rauh waren die wenigen Menschen; noch verstanden sie es zu wenig, feste, sichere Wohnstätten auf festem Grund zu errichten. Mühsam schlugen die Männer starke Stämme in den Seegrund, hieben mit Steinbeilen rohe Balken, verbanden Stämme und Balken zu sicherem Baugrund, auf dem sich leichte Hütten — Rohrwände, mit Lehm gefestigt und darüber das Schilfroch — erhoben. Des Leibes Notdurft zu befriedigen, Essen und rohe Fellkleidung genug zu schaffen, war Hauptziel des Lebens. Die Männer auf der Jagd, dem Fischfang, auf räuberischem Zug, die Weiber am einfachen Webstuhl, beim Spinnen, beim Gerben, vielleicht, wer weiß es, auch wie heutzutage in der Klappermühle bei den Nachbarinnen — die Pfahlbauer.

Vom mächtigen Nachbar vertrieben, hatte sich ein kleiner Stamm aus Germaniens Gauen hinübergezogen ins rauhe Hochland der Helvetier, hier eine neue Heimat zu suchen. Strom- und flußaufwärts ging die Wanderung, langsam, jahrelang, bis die Vertriebenen dahin gelangten, wo aus dunkelgrünem Bergsee der Fluß, dem sie gefolgt, seine klaren Wellen zog. Da gefiel es ihnen, und die Sonne zeigte mit lachenden Strahlen die Schönheit der Wellen, die unbekürrten Waldbungen der Ufer und fern die Pracht eisiger Riesenberge.

Hei, wie klang das Steinbeil in den Uferwäldern! Wie legte sich Stamm um Stamm ins dunkle Moos, und wie

hob sich nach und nach weit vom Ufer die Siedlung auf starken Balken.

Dann wieder klang im tiefen Waldgrund das Schwirren der Bogensehnen, tönte es wie dumpfes Schmettern der schweren Steinart auf zerbrechende Knochen. Jagdruf, Tiergebrüll, das gelle Tauchzen heimkehrender Krieger und helles Heilrufen der Weiber und Knaben.

Wildreich ohnegleichen war die Waldung; voll Segen der fischiereiche See. Wenn auch manchmal die Götter im Sturme daherfuhren und schäumend die Wellen ihre Kronen gegen Menschenwerk warfen, so schützten die Holden vom nahen, heiligen Eichenhain ihre Kinder. Voll Vertrauen brachte das Völklein nach Wetter und Graus den Göttern das reichliche Opfer.

Unter all den mächtigen Jägern ragte hoch empor Wuolf, der Starke. Kein Hirsch war ihm zu schnell, kein Ur zu gewaltig, und dem Bären stand er Aug' in Auge — Pranke und Tierkraft gegen Steinbeil, Knochendolch und menschliche Behendigkeit. Voll Narben war seine Brust im Kampf geworden. Voll Liebe sah sein Weib auf ihn, und seine Knaben hofften nur, einst Jäger und Helden zu werden, dem Vater ähnlich, um dereinst auch froh sitzen zu können im Rate der Helden, im Saale der Götter.

Führ Wuolf im Einbaum zum Fischfang, schwammen wohl fühlbar beherzt seine Knaben ihm weit entgegen, voll Jubel, wenn sie ihm ein Wort des Lobes entlockten.

So lebte und lachte das Glück, bis die Nornen ihre dunklen Fäden woben und die Götter ihr Angesicht wandten.

Auf der Jagd geriet Wuolf mit einem Stammgenossen in Streit wegen eines Bären, der beider Pfeile in der Brust trug. Schweren Worten folgten schwere Schläge. Mit blutigem Beil stand der starke Wuolf vor der Leiche seines Stammgenossen.

Streng waren die Sankungen über solches Vergehen.

„Wer einen freien Mann des eigenen Stammes tötet, dessen Herd und Familie soll vernichtet werden, ausgelöscht sein Andenken im Volk.“ Nicht für sich fürchtete Wuolf; aber seine wilden Knaben, sein stolzes Weib sollten leben, heranwachsen die Jungen zu Helden. Und als die Nacht herabsank, die Nebel ihr feuchtes Netz über Wald und Wasser woben, belud Wuolf einen Einbaum mit Nekken, Fellen, Waffen und Geräten, mit dem besten seiner Habe und fuhr, gefolgt von den Seinen, seewärts, den weißen Häuptern zu, die so weit her leuchteten und glitzerten. Mühsam war die Fahrt, bis der Kahn das obere Ende des Sees erreichte. Hier versenkte Wuolf den Einbaum, und tief im Walde schlug er sein kümmerliches Lager auf. Wildreich war auch hier die Gegend, aber ungesund. Da, wo jetzt das Bödeli sich breitete, war damals lauter Sumpf oder Waldwildnis. Herr war der Bär, seine Vasallen Luchs und Eber, seine tributpflichtigen Untertanen Hirsch und Reh und das niedere Wild.

Doch schädliche Dünste stiegen aus dem Moor; die Wangen der Knaben bleichten; die blühende Frau siegte dahin. Auf seinen Streifzügen hatte Wuolf ein Flüschen entdeckt, das hervorbrach aus engem Felstal. Weit hinten in diesem Tal ragte das Schnehaupt eines Berges. Dem Lauf des Flusses folgte Wuolf mit den Seinen. Eng war der Paß; die weißen Wellen schäumten im Sturz über Felsgeröll und jagten hin wie Wild vor dem Jäger. Da weitete sich der Engpaß zu ebenem Talgrund. Von zwei Seitenfältern her einten sich die Wasser brausend, weiß das eine, wie schimmerndes Linnen, dunkel das andere, wie Wetterwolken. Voll Zuversicht folgte Wuolf dem weißen Wasser, sah er doch nähergerückt des Berges Schnehaupt. Wieder traten die Felsen zusammen, dunkeldrohend, berghoch, begrend den Blick, bedrückend die Brust. Fest hielt die Faust den mächtigen Speer; näher drängten sich die Knaben zum Vater. Da weitete sich der Blick und im Glanz naher

Schneeberge sahen die Wanderer ein klares Flüschen sich hinziehen durch ein liebliches Tal bis an den schroffen Eisfuß der Berge. Ringsum der Schall stürzender Wasser, bald wie leises Rauschen der Blätter im Wind, bald wie donnernder Schlachtruf. Längs des Flüschen grüner Wald, doch da und dort sich hinziehen an die Felswände blumige Matten. Da wollte Wuolf bleiben. Nicht weit vom fließenden Wasser bauten die Vertriebenen ihre rohe Hütte aus Balken, verstopften die Räume mit Moos und hesseten über den Türeingang den Mistelzweig. Wildreich war die Gegend, die Tiere kannten ihren ärgsten Feind noch nicht und kamen ohne Scheu heran, so daß an Nahrung Ueberfluss war. Als die weißen Floden fielen, die Winterstürme sausend zogen, saßen die vier am warmen Herd, hörten, wie im brausenden Sturm die Unholde jagten, hörten im Krachen und Toben der Götter Stimmen.

Nach und nach wurden aber die Tiere scheuer; die Bären schliefen noch im Winterlager, und je näher der Frühling zog, desto mehr mußte Wuolf auf der Jagd sein, um die Seinen zu versorgen. Oft schon war das Donnern der brechenden Lawinen an ihr Ohr gedrungen und von weitem hatten sie auch das Stürzen der Schneemassen an den Hängen gesehen.

So achtete auch Wuolf nicht mehr groß, als er auf der Jagd das rollende Donnern einer Lawine hörte. Doch als er beutebeladen heimkehrte, sah er dort, wo seine friedliche Hütte gestanden, berghoch getürmt den schmutzigen Schnee, vermischt mit Felsblöcken, Tannenstämmen. Wie er auch rief — keine Antwort, kein Zuruf. Tot sein Weib, seine wilden, trostigen Jungen.

Was nun? Zurück konnte und wollte er nicht. Bei den Seinen war sein Platz im Leben und Sterben. So stieg er bergwärts, müde, matt, bis dahin, wo über die Wand hinaus die Lawine sein Liebstes begraben, und trat zu äußerst an den Felsrand, wo er noch einmal die Stätte seines Glückes erschauen konnte. Hoch und hehr stand der Jäger, breitete die Arme: Allvater! Ihr Götter! Nehmet den müden Helden zu euch. Bergönnt ihm den Willkommenstrunk in eurer Mitte. Ihr Schlagtenjungfrau'n, geleitet ihn über die strahlende Brücke zu Wallhalls Herrlichkeit, zu Mett, zu Becherklang, zu Heldenehren und ewigem Waffenspiel.

Tauchzend warf er den Speer, stieß sich das scharfe Messer in die Brust, und sterbend sank er in die Talestiefe.

Ruhig murmelten die Wasser, leuchtend strahlte die Sonne, und die Tiere kamen und gingen wieder ungefähr. Schnee wechselte mit Blumen — viele, viele Jahre kamen und flohen, bis andre Menschen das Tal erschauten, glücklicher waren als — der erste Ansiedler unseres Tales.

Die polnische Katastrophe.

Es ist längst nicht mehr der Bolschewismus, der den Krieg gegen das großenwahnkranke Polen führt. Es ist Rußland selber. Und wenn auch noch in der Krim ein General Wrangel im britischen Sold aushält, und wenn auch einzelne zaristische Offiziere in der polnischen Armee dienen mögen, so sind sie doch Vertreter einer rasch absterbenden Partei. Aimée Dostojewski, die Tochter des großen Dichters, sieht das neue Rußland im Werden, nennt den Bolschewismus eine Vogelscheuche, die es vorläufig nötig habe, um sich den Westen vom Leibe zu halten, und prophezeit, das gleiche Rußland werde sich des Monstrums entledigen, sobald es seiner nicht mehr bedürfe. Ob sie mit dieser Prophezeiung recht hat, wird später entschieden werden, vorläufig ist nur eines klar: Dieser selbe Bolschewismus, der einst für gut fand, den Schmachfrieden von Brest-Litowsk ab-